



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

Hobbit   
Press  
PAPERBACK

# *Willkommen in Night Vale*

JOSEPH FINK & JEFFREY CRANOR

AUS DEM ENGLISCHEN VON  
WIELAND FREUND UND ANDREA WANDEL

KLETT-COTTA



Hobbit Presse Paperback

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Welcome to Night Vale«

© 2015 by Harper Collins, New York

Für die deutsche Ausgabe

© 2016, 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg  
unter Verwendung der Daten des Originalverlags

Coverentwurf und Illustration: © Rob Wilson

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von C.H. Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-608-96238-1

*Die Geschichte der Stadt Night Vale ist lang und verschlungen, sie reicht Tausende Jahre zurück, bis zur ersten Besiedlung der Wüste. Darum wird es im Folgenden nicht gehen.*

*Es genügt zu sagen, dass Night Vale eine Stadt wie viele Städte ist, mit einer Stadthalle und einer Bowlingbahn (der Desert-Flower-Bowlingbahn im Arcade Fun Complex) und einem Diner (dem Moonlite All-Nite Diner) und einem Supermarkt (Ralphs) und, selbstverständlich, einer lokalen Radiostation, die sendet, was wir wissen dürfen. Rundherum ist Wüste, flach und leer. Vielleicht ähnelt Night Vale Ihrer Stadt. Vielleicht ähnelt Night Vale Ihrer Stadt mehr als Sie zugeben wollen.*

*Es ist eine freundliche Wüstenstadt, die Sonne ist heiß hier, der Mond wunderschön, und seltsame Lichter ziehen über den Himmel, während wir alle so tun, als würden wir schlafen.*

*Willkommen in Night Vale.*

# 1

Pfandhäuser in Night Vale funktionieren so:

Erstens braucht man einen Gegenstand zum Verpfänden.

Um daran zu kommen, muss man viel Zeit hinter sich gebracht, Jahre aufs Leben und Existieren verwendet haben, bis man schließlich restlos davon überzeugt ist, dass es einen selbst gibt und dass es Gegenstände gibt und dass es so etwas wie Eigentum gibt, wobei sich, so unwahrscheinlich das alles auch ist, diese absurden Überzeugungen derart zusammenfügen müssen, dass man am Ende der Eigentümer eines Gegenstandes ist.

Gute Arbeit. Fein gemacht.

Zweitens, wenn Sie schon einmal glauben, einen Gegenstand zu besitzen, müssen Sie an einen Punkt gelangen, an dem Sie Geld nötiger brauchen als diesen Gegenstand. Das ist der leichteste Schritt. Seien Sie einfach Eigentümer eines Gegenstandes und eines Körpers mit Bedürfnissen und warten Sie ab.

Das einzige Pfandhaus in der Stadt Night Vale wird von der sehr jungen Jackie Fierro betrieben. Es hat keinen Namen, aber wenn Sie es brauchen, werden Sie wissen, wo es ist. Dieses Wissen kommt ganz plötzlich, zum Beispiel wenn Sie unter der Dusche stehen. Sie brechen zusammen, von einer grellen glühenden Dunkelheit umgeben, finden sich auf Händen und Knien wieder, während Ihnen das warme Wasser über den Rücken rinnt, und Sie werden wissen, wo das Pfandhaus ist. Sie riechen Moder und Seife und kriegen eine Pa-

nikattacke bei dem Gedanken, wie einsam Sie sind. Wie immer beim Duschen.

Bevor Sie Jackie Ihr Pfand anbieten können, müssen Sie sich die Hände waschen, das ist auch der Grund, warum überall im Laden Schüsseln mit destilliertem Wasser stehen. Während des Händewaschens müssen Sie ein bisschen singen. Ohnehin sollten Sie beim Händewaschen immer singen. Schon aus hygienischen Gründen.

Wenn Sie sich ordnungsgemäß gesäubert haben, legen Sie das Pfand auf den Tresen und Jackie begutachtet es.

Jackie wird ihre Füße auf den Tresen legen und sich zurücklehnen.

»Elf Dollar«, wird sie sagen. Sie sagt jedes Mal »elf Dollar«. Sie werden nicht antworten. Sie sind eigentlich überflüssig bei diesem Vorgang. Sie sind eigentlich überflüssig.

»Nein, nein«, wird sie sagen und abwinken. Und dann wird sie den wahren Preis nennen. Meist ist es Geld. Manchmal etwas anderes. Manchmal sind es Träume, Erfahrungen, Visionen.

Dann werden Sie sterben, aber nur für eine kleine Weile.

Das Pfand wird ein Preisschild bekommen. Elf Dollar. Alles in diesem Laden kostet so viel, ganz egal, welchen Kredit sie darauf gewährt hat.

Wenn Sie nicht mehr tot sind, wird sie Ihnen einen Pfandschein geben, gegen den Sie Ihren Gegenstand auslösen oder den Sie jederzeit anschauen können, um sich an den Gegenstand zu erinnern. Die Erinnerung an den Gegenstand ist gratis.

Sie verlassen diese Geschichte jetzt. Sie waren nur ein Beispiel, und wahrscheinlich ist es ohnehin sicherer für Sie, nicht mehr in dieser Geschichte vorzukommen.

Jackie Fierro schaute aus dem Fenster auf den Parkplatz. Niemand, der kam. Sie würde bald schließen. Relativ gesehen, war sie immer kurz davor zu schließen und gleich zu öffnen.

Hinter dem Fenster befand sich der Parkplatz und dahinter die Wüste und dahinter der Himmel, meist leer, teils sternenbedeckt. Aus ihrem Blickwinkel waren all diese Schichten weit entfernt, von ihrem Platz am Tresen alle gleichermaßen unerreichbar.

Sie war gerade erst neunzehn geworden. Solange sie denken konnte, war sie gerade erst neunzehn geworden. Das Pfandhaus gehörte ihr schon lange, vielleicht seit Jahrzehnten. Uhren und Kalender funktionieren nicht in Night Vale. Die Zeit selbst funktioniert nicht.

In all den Jahren als gerade erst neunzehn Jahre alt gewordene Inhaberin des Pfandhauses verließ Jackie das Geschäft nur, wenn es geschlossen war, und dann ging sie auch bloß in ihre Wohnung, wo sie die Füße auf den Wohnzimmertisch legte und Lokalradio hörte und im Fernsehen die Lokalnachrichten sah.

Nach den Nachrichten zu urteilen, schien die Welt da draußen ein gefährlicher Ort zu sein. Ständig gab es eine Katastrophe apokalyptischen Ausmaßes, die Night Vale bedrohte. Wilde Hunde. Eine gefühlsbegabte glühende Wolke, die Gedanken kontrollieren konnte (auch wenn die Glühwolke seit ihrer Wahl in den hiesigen Schulausschuss nicht mehr ganz so bedrohlich war). Alte Eichentüren, die in eine andersweltliche Wüste führten, wo die derzeitige Bürgermeisterin monatelang gefangen gehalten wurde. Es schien sicherer, keine Freunde oder Hobbys zu haben. Bei der Arbeit sitzen, mit gesenktem Kopf, seinen Job machen und dann zu Hause sitzen, ein Glas Orangensaft nach dem anderen, Radio an, sicher vor allem, was die Routine durchbrechen könnte.

Ihre Tage verbrachte sie still, inwendig leer oder in Gedanken. An manchen Tagen machte sie Inventur. An anderen staubte sie die Regale ab. Jeden Tag saß sie da und dachte nach. Sie versuchte an den Tag zu denken, an dem sie den Laden übernommen hatte. Es musste einen solchen Tag gegeben haben, aber die Einzelheiten waren ihr entfallen. Sie machte das hier seit Jahrzehnten. Sie war sehr jung. Beides stimmte.

Sie wusste, dass Neunzehnjährige zum Beispiel aufs College gehen. Sie wusste, dass andere Neunzehnjährige auf einem schwierigen Arbeitsmarkt keinen Job finden und bei ihren Eltern wohnen. Sie war froh, dass keines von beidem auf sie zutraf.

Sie verstand die Welt und ihren Platz darin. Sie verstand nichts. Die Welt und ihr Platz darin waren nichts und das verstand sie.



Weil es in Night Vale keine Arbeitszeiten gab, schloss sie ihren Laden nach Gefühl.

Wenn das Gefühl kam, dann kam es, und dann mussten die Türen verschlossen, aus den Angeln gehoben und gut versteckt werden.

Das Gefühl kam. Sie schwang die Füße vom Tresen. Ein annehmbarer Tag.

Old Woman Josie, die draußen beim Gebrauchtwagenhandel wohnte, war mit einer großen Anzahl billiger Plastikflamingos zu ihr gekommen. Sie hatte sie in einem großen Leinensack reingetragen und wie loses Wechselgeld auf den Tresen gekippt.

»Ich gebe diese Kleinen nicht um meinetwillen ab«, sagte Old Woman Josie in strengem, förmlichem Ton zu einer kahlen Wand rechts neben Jackie und machte mit der Hand beiläufig eine ausladende Geste, »sondern für die Zukunft.«

Die Hand noch immer ausgestreckt, hielt Josie inne. Jackie entschied, dass die Rede beendet war.

»Na schön, Mann, ich gebe dir elf Dollar dafür«, sagte sie. Old Woman Josie musterte mit zusammengekniffenen Augen die kahle Wand.

»Ah, okay, dann« – Jackie wurde weicher, stupste einen der Flamingos an und betrachtete seinen weichen Plastikbauch – »pass auf. Ich gebe dir eine Nacht ruhigen Schlafs.«

Old Woman Josie zuckte mit der Schulter.

»Einverstanden.«

Eine Nacht ruhigen Schlafs war ein wahnsinnig großzügiges Angebot. Die Flamingos waren nichts wert, aber es waren so viele, und Jackie konnte einfach nicht anders. Sie lehnte niemals ein Pfand ab.

»Pass auf, dass du sie nicht ungeschützt anfasst«, sagte Josie, sobald sie das Totsein hinter sich hatte.

Mit Hilfe eines Lappens legte Jackie die Flamingos einen nach dem anderen ins Regal, jeden von ihnen hatte sie mit einem handgeschriebenen Elf-Dollar-Preisschild versehen. Die meisten Pfande sollte man sowieso nicht anfassen, dachte Jackie.

»Mach's gut, Liebes«, sagte Josie und nahm den Schein, den Jackie

ausgefüllt hatte. »Komm irgendwann mal vorbei und sprich mit den Engeln. Sie haben nach dir gefragt.«

Die Engel lebten mit Old Woman Josie in einem kleinen Reihenhause, dessen Reihe nicht mehr stand; es war gleichsam am Stadtrand stehen gelassen worden. Die Engel erledigten die Hausarbeit für sie, und Josie verdiente ein bisschen Geld, indem sie Sachen verkaufte, die die Engel berührt hatten. Über Engel wusste man nur wenig. Ein wenig wusste man.

Natürlich gibt es keine Engel. Es ist illegal, ihre Existenz zu erwägen oder ihnen einen Dollar zu geben, wenn sie das Geld für den Bus vergessen haben und durch die Gänge von Ralphs Supermarkt schweben und nach Wechselgeld fragen. Die große Ordnung der Engel ist ein törichter Traum und für Einwohner Night Vales ohnehin verbotenes Wissen. Alle Engel von Night Vale leben draußen bei Josie. Es gibt keine Engel in Night Vale.

Um die Mittagszeit hatte Jackie einen Wagen beliehen. Es war ein Mercedes, erst ein paar Jahre alt, den ein junger Mann in einem völlig verdreckten grauen Nadelstreifenanzug mit einiger Dringlichkeit anbot. Es war beeindruckend, wie er den Wagen auf den Tresen hievte, aber alles braucht seine Ordnung, und der Wagen musste auf den Tresen. Er wusch sich die Hände und sang. Das Wasser färbte sich braunrot.

Sie entschied sich, ihn von elf auf fünf Dollar runterzuhandeln, und er nahm lachend das Geld und den Schein.

»Das ist gar nicht lustig«, sagte er und lachte.

Und schließlich tauchte am späten Nachmittag eine Frau namens Diane Crayton auf – Jackies Gefühl nach war es kurz vor Ladenschluss.

»Kann ich helfen?«, fragte Jackie. Sie war sich nicht sicher, wieso sie das fragte, denn sonst grüßte sie Leute, die in den Laden traten, so gut wie nie.

Jackie wusste, wer Diane war. Sie organisierte Spendensammlungen für den Lehrer- und Elternverband. Manchmal kam Diane vorbei und verteilte Flyer, auf denen Dinge standen wie »Night Vale High School LEV-Spendenaktion! Verhelfen Sie Kindern zu der städtisch

anerkannten Bildung, die sie verdienen. Ihre Unterstützung ist zwingend vorgeschrieben und freiwillig!«

Mit ihrem freundlichen Gesicht und in den bequemen Kleidern sah Diane in Jackies Augen wie eine Frau aus, die im LEV aktiv ist. Sie fand auch, dass Diane mit ihrem dezenten Make-up und ihrem seriösen Auftreten wie eine Kreditberaterin aussah. Sie würde wie eine Apothekerin aussehen, sollte sie jemals den üblichen weißen Kittel, die Gasmasken und die hippe Wathose tragen.

Für Jackie sah sie nach vielem aus. Am meisten sah sie wie jemand aus, der Raum- und Zeitgefühl verloren hatte.

Diane holte ein Taschentuch aus ihrer Handtasche. Ohne ihre aufrechte, distanzierte Haltung aufzugeben, weinte sie eine einzelne Träne in den Stoff.

»Ich würde das gerne anbieten«, sagte sie und sah Jackie zum ersten Mal an.

Jackie begutachtete das Taschentuch. Die Träne würde bald trocknen.

»Elf Dollar. Das ist mein Angebot«, sagte sie.

»Einverstanden«, sagte Diane. Ihre schlaff herabhängenden Arme hatte sie jetzt zu ihrer Handtasche hochgezogen.

Jackie nahm das tränenbenetzte Taschentuch und gab Diane ihren Schein und das Geld.

Nach ihrem kurzen Tod bedankte sich Diane und eilte aus dem Laden. Jackie brachte das Elf-Dollar-Preisschild an der Träne an und legte sie ins Regal.

Ein angenehmer Tag also. Jackie drehte das Schild an der Tür so, dass GESCHLOSSEN darauf stand, und berührte dabei mit der Hand das Fenster, hinterließ ihren Geist auf dem Glas, eine erhobene Hand, die »Stopp« oder »Komm her« oder »Hallo« oder »Hilfe« oder vielleicht auch nur »Ich bin hier. Zumindest diese Hand ist real« bedeutete.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit den Gegenständen auf dem Tresen zu, und als sie wieder aufsah, war der Mann da.

Er trug ein hellbraunes Jackett und einen Hirschlederkoffer. Er

hatte normale menschliche Züge. Er hatte Arme und Beine. Kann sein, dass er Haare hatte, vielleicht trug er auch einen Hut. Alles ganz normal.

»Hallo«, sagte er. »Mein Name ist Everett.«

Jackie kreischte. Der Mann war völlig normal. Sie kreischte.

»Tut mir leid«, sagte er. »Haben Sie geschlossen?«

»Nein, ist schon in Ordnung, nein. Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, ich hoffe«, sagte er. Von irgendwoher ertönte ein Summen. Aus seinem Mund?

»Ich habe etwas, das ich gern verpfänden würde.«

»Ich ...«, sagte sie und machte eine Bewegung mit der Hand, um alles anzudeuten, was sie vielleicht als Nächstes hätte sagen können. Er nickte ihrer Hand zu.

»Danke für Ihre Hilfe. Habe ich mich vorgestellt?«

»Nein.«

»Ah, ich bitte um Vergebung. Mein Name ist Emmett.«

Sie gaben sich die Hand. Auch nachdem er sie losgelassen hatte, zitterte ihre Hand noch.

»Ja, also«, sagte er. »Hier ist es.«

Er legte einen schmalen Streifen Papier auf den Tresen. Mit einem stumpfen, schmierenden Bleistift hatte jemand die Worte »KING CITY« darauf geschrieben. Die Handschrift war zitterig und der Stift war sehr fest aufgedrückt worden. Sie konnte nicht aufhören, auf den Zettel zu starren, obwohl sie keine Ahnung hatte, was eigentlich interessant an ihm war.

»Interessant«, sagte sie.

»Nein, nicht sehr«, sagte der Mann im hellbraunen Jackett.

Während der Mann sich die Hände wusch und leise sang, zwang Jackie sich dazu, die Füße auf den Tresen zu legen und sich zurückzulehnen, denn alles braucht seine Ordnung. Ein paarmal sah sie dem Mann ins Gesicht, stellte aber fest, dass sie vergessen hatte, wie er aussah, sobald sie nicht mehr hinguckte.

»Elf Dollar«, sagte sie. Der Mann summte weiter und leise Stimmen fielen ein, offensichtlich kamen sie aus dem Hirschlederkoffer.

»Woher kommt das?«, fragte sie. »Warum bieten Sie mir das an? Was soll ich damit?«

Ihre Stimme war schrill und rauh. Sie klang überhaupt nicht wie sie selbst.

Der Mann sang jetzt im Chor mit den Stimmen aus dem Koffer. Er schien ihre Fragen nicht zu hören.

»Nein, nein, tut mir leid«, sagte sie im vollen Bewusstsein, wie schlecht sie verhandelte, aber nicht in der Lage, damit aufzuhören. »Mein Fehler. Dreißig Dollar und eine Vorstellung davon, was Zeit ist.«

»Abgemacht«, sagte er und lächelte. War das ein Lächeln?

Sie gab ihm die dreißig Dollar und verriet ihm ihre ungefähre Vorstellung davon, was Zeit war.

»Das ist sehr interessant«, sagte er. »So habe ich noch nie darüber nachgedacht. Im Allgemeinen denke ich gar nicht.«

Dann starb er. Normalerweise nutzte sie diese Zeit für den Papierkram, das Ausfüllen des Scheins. Sie tat nichts. Sie klammerte sich an den Streifen Papier in ihrer Hand. Er war nicht mehr tot.

»Tut mir leid. Ihr Schein.«

»Nicht nötig«, sagte er, möglicherweise mit einem Lächeln, nach wie vor. Sie konnte sein Gesicht nicht gut genug erkennen, um sicher zu sein.

»Nein, Ihr Schein. Alles braucht seine Ordnung.« Sie füllte einen Schein mit den Informationen aus, die auf jeden Schein gehörten. Einer Zufallszahl (12,739), der Lichtqualität zur Zeit der Transaktion (»gut«), einem allgemeinen Eindruck des Wetters draußen (»bedrohlich«), ihren derzeitigen Gedanken zur Zukunft (»bedrohlich, aber gut«) und der Skizze von einem Herz, so wie ein Herz ihrer Ansicht nach auszusehen hatte, und keinen dieser pulsierenden Klumpen aus Lehm und Stroh, die krebsartig in unserer Brust wuchern, wenn wir neun Jahre alt werden.

Er nahm den Schein, als sie ihn ihm zusteckte, dann bedankte er sich und wandte sich zum Aufbruch.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie.

»KING CITY«, sagte der Papierstreifen.

»Auf Wiedersehen«, winkte der Mann und sagte nichts.

»Warten Sie«, sagte sie. »Sie haben mir gar nicht gesagt, wie Sie heißen.«

»Oh, Sie haben recht«, sagte er, die Hand an der Tür. »Mein Name ist Elliott. Freut mich, Sie kennengelernt zu haben.«

Die Tür schwang auf und fiel zurück ins Schloss. Jackie hielt den Streifen Papier in der Hand. Zum ersten Mal in ihrem Leben, wie lang auch immer es schon währen mochte, war sie sich nicht sicher, was sie als Nächstes tun sollte. Sie hatte das Gefühl, dass ihre seit Jahrzehnten unveränderte Routine gestört worden war, dass etwas anders gelaufen war. Aber sie hatte zugleich keinen blassen Schimmer, warum sie dieses Gefühl hatte. Es war nur ein Streifen Papier, den sie fest umklammerte, mehr nicht.

Sie machte den Papierkram fertig; bei der Zeile »Verpfändet von« hielt sie inne. Sie konnte sich nicht an seinen Namen erinnern. Sie sah auf den Streifen Papier. »KING CITY«. Sie sah auf und aus dem Fenster, um noch einen Blick auf ihn zu werfen, bloß um ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

Vom Tresen aus konnte sie den Mann im hellbraunen Jackett sehen. Er lief in die Wüste hinaus. Am äußersten Rand des vom Parkplatz herüberschwappenden Lichtscheins konnte sie ihn so gerade noch erkennen. Seine Arme ruderten wild, sein Koffer schwang hin und her. Seine Beine schritten weit aus, schwere Wolken aus Sand stiegen hinter ihm auf, den Kopf hatte er in den Nacken geworfen, selbst von dort, wo sie saß, konnte sie sehen, dass ihm der Schweiß in den Nacken lief. Es war die Art Rennen, die vor etwas wegläuft und nicht irgendwohin. Dann ließ er den schwachen Lichtschein hinter sich und war verschwunden.

Da ist dieses Haus. Es ist nicht anders als andere Häuser. Also, stellen Sie sich ein Haus vor.

Andererseits ist es ganz anders als andere Häuser. Stellen Sie sich dieses Haus also noch einmal vor.

Abgesehen davon, dass es zugleich anders und nicht anders als andere Häuser ist, ist es genau wie alle anderen Häuser.

Hinsichtlich seiner Form ist es nicht anders als andere Häuser. Es hat eine hausähnliche Form. Würde man Leuten ein Bild von ihm zeigen, würden sie sagen, dass es sich definitiv um ein Haus handelt.

Andererseits ist es hinsichtlich seiner Form auch anders als andere Häuser. Es hat eine geringfügig andere Form. Es handelt sich definitiv um ein Haus, aber es ist noch etwas anderes, etwas Schönes an diesem Haus, würden die Leute vielleicht sagen, wenn man ihnen ein Bild zeigen würde. »Ich weiß nicht, ob *schön* das richtige Wort ist. Es ist mehr wie ... wie ... Genau genommen nervt es mich jetzt. Hören Sie bitte auf, mir dieses Bild zu zeigen. Bitte«, würden genau diese Leute wenig später flehen. »Es ist eine schreckliche, schreckliche Schönheit, die ich nicht verstehe. Bitte aufhören.«

»Okay«, würde der Mensch, der den Leuten das Bild zeigt, antworten, weil es sich möglicherweise um einen guten und mitfühlenden Menschen handelt. Es ist natürlich schwer zu sagen, ob dieser Mensch gut und mitfühlend ist, wenn man nicht mehr von ihm weiß, als dass er anderen Menschen Bilder von Häusern zeigt, aber es macht keinen

Sinn, durchs Leben zu gehen und schlecht von Menschen zu denken, die man nicht kennt.

Es kann als sicher gelten, dass das Haus ein abgeschlossenes Gebäude ist, das von Menschen erbaut wurde und Menschen gehört.

Es wäre verrückt anzunehmen, das Haus habe eine Persönlichkeit, eine Seele. Warum sollte das jemand annehmen? Aber es ist wahr. Das Haus hat eine Persönlichkeit, eine Seele. Aber es war verrückt, das anzunehmen. Tun Sie so was niemals.

Eine andere Sache, die dieses Haus von anderen Häusern unterscheidet, ist, dass es denkt. Die meisten Häuser denken nicht. Dieses Haus hat Gedanken. Diese Gedanken sind auf einem Bild nicht zu sehen. So wenig wie die Gedanken eines Menschen. Dennoch finden sie in die Welt. Meist durch Träume. Ein Mensch schläft, und plötzlich hat das Haus einen Gedanken: Maulwurfsgrau löst keine Emotionen aus. Es ist eine praktische und nichtssagende Farbe. Niemand bricht darüber in Tränen aus. Oder ein anderer Gedanke: Oh, mein Gott – Zeit! Was ist das überhaupt, Zeit? Und der Mensch, der schläft, hat vielleicht gerade genau denselben Gedanken.

Derlei Gedanken können auch unter der Dusche geteilt werden. Schlechtgelaunte Gedanken. Wütende Gedanken. Gedanken, die ungedacht bleiben sollten, bevor man mit der Öffentlichkeit interagiert. Gedanken wie [tiefes gutturales Grollen] oder [Knöchelknacken, geballte Faust, zusammengebissene Zähne, Augen, die nichts mehr sehen, Wasser, das über ein starres Gesicht rinnt].

Gedanken sind überall. Manchmal sind sie ganz prosaisch und zweckmäßig. An der Trockenbauwand hinter dem Kopfende des Bettes knabbert ein Nagetier, könnte so ein Gedanke sein.

Eine andere Sache, die dieses Haus nicht von anderen Häusern unterscheidet, ist, dass es Menschen beherbergt. Es beherbergt eine Frau, zum Beispiel.

Stellen Sie sich eine Frau vor.

Gut gemacht.

Es beherbergt außerdem einen Jungen, noch ist er nicht ganz ein Mann. Er ist fünfzehn. Sie wissen, wie das ist.



Stellen Sie sich einen fünfzehnjährigen Jungen vor.

Nö. Das war total daneben. Versuchen Sie es noch einmal.

Nein.

Nein.

Okay, aufhören.

Er ist groß. Er ist mager, hat kurzes Haar und lange Zähne, die er absichtlich verbirgt, wenn er lächelt. Er lächelt mehr als er denkt.

Stellen Sie sich einen fünfzehnjährigen Jungen vor.

Nein. Noch mal.

Nein. Nicht mal annähernd.

Er hat Finger, die sich bewegen, als hätten sie keine Knochen. Er hat Augen, die sich bewegen, als hätte er keine Geduld. Er hat eine Zunge, deren Form sich täglich ändert. Er hat ein Gesicht, dessen Form sich täglich ändert. Er hat ein Knochengerüst und Haut und Haare, die sich täglich ändern. Er scheint anders auszusehen als in Ihrer Erinnerung. Er ist immer anders als zuvor.

Stellen Sie sich ihn vor.

Gut. Das war gar nicht übel.

Sein Name ist Josh Crayton.

Ihr Name ist Diane Crayton. Sie ist Joshs Mutter. Sie sieht sich selbst in Josh.

Josh sieht nach vielem aus. Ständig ändert er seine Gestalt. So gesehen ist er anders als die meisten Jungen seines Alters. Er glaubt, mehrere Dinge gleichzeitig zu sein. Viele von ihnen stehen im Widerspruch. So gesehen ist er wie die meisten Jungen seines Alters.

Manchmal nimmt Josh die Gestalt einer Krummschnabel-Spottdrossel an oder die eines Kängurus oder die eines viktorianischen Kleiderschranks. Manchmal verschmilzt er seine Gestalten: Fischkopf mit Elfenbeinhauern und Schmetterlingsflügel.

»Du hast dich unheimlich verändert«, sagen die Leute oft zu ihm. Sie sagen das zu allen Teenagern, aber bei Josh meinen sie es besonders ernst. Josh weiß nicht mehr, wie er ausgesehen hat, als ihn egal wer zum letzten Mal sah. Wie die meisten Teenager war er immer genau das, was er ist, bis er es nie gewesen ist.

Es gab da mal ein Mädchen, das Josh nur mochte, wenn er zwei-beinig war. Josh mag nicht immer zweibeinig sein und fand das ent-täuschend. Es gab da mal einen Jungen, der Josh mochte, wenn er ein niedliches Tier war. Josh ist gern ein niedliches Tier, doch seine Vor-stellung von *niedlich* unterschied sich von der des Jungen. Das war eine weitere Enttäuschung für Josh, aber auch für den Jungen, der riesige Tausendfüßler gar nicht niedlich fand.

Diane liebte Josh in all seinen Erscheinungsformen. Sie selbst wech-selte ihre Gestalt nie, allenfalls zeigte sie jene graduellen Veränderungen, die das Alter mit sich bringt.

Manchmal versuchte Josh Diane zu foppen, indem er die Gestalt eines Alligators, einer Traube von Fledermäusen oder eines Haus-brands annahm.

Diane wusste, dass sie auf der Hut sein musste, für den Fall, dass es sich wirklich um ein gefährliches Reptil oder einen Schwarm rabiater geflügelter Säuger oder ein Haus in Flammen handelte. Sobald sie die Lage erkannt hatte, beruhigte sie sich und liebte ihn als das, was er war und wie er aussah. Ganz egal, wie er aussah. Schließlich war sie die Mutter eines Teenagers.

»Hör auf zu kreischen und in die Schränke zu flattern«, sagte sie beispielsweise. Grenzen zu setzen, war wichtig.

Manchmal erschien Josh in Menschengestalt. Wenn er das tat, war er klein, pausbäckig, pummelig und trug eine Brille.

»So siehst du dich selbst, Josh?«, fragte Diane einmal.

»Manchmal«, antwortete Josh.

Diane bedrängte ihn nicht weiter. Seine knappen Antworten gaben ihr das Gefühl, dass er nicht reden wollte.

Josh wünschte sich, seine Mutter würde mehr mit ihm reden. Seine knappen Antworten waren Zeichen seiner sozialen Unsicherheit.

»Was?«, fragte Josh an einem Dienstagabend. Er hatte eine glatte, violette Haut, ein spitzes Kinn, krumme, hagere Schultern.

Der Fernseher lief nicht. Ein Schulbuch lag aufgeschlagen da, aber niemand las darin. Ein Telefon leuchtete, ein spitzer Daumen häm-merete auf die Tastatur.

»Lass uns reden«, sagte Diane an der zersplitterten Tür. Sie wollte die Tür nicht aufstoßen. Es war nicht ihr Zimmer. Sie gab sich große Mühe. An diesem Tag hatte sie Jackie eine Träne verpfändet. Es hatte sich gut angefühlt, dass jemand etwas von ihr so ausdrücklich wertschätzte. Auch waren die Ausgaben in diesem Monat höher als sonst gewesen, und sie hatte das Geld gebraucht. Schließlich war sie allein-erziehend.

»Über was?«

»Irgendwas.«

»Ich lerne.«

»Du lernst? Ich will dich nicht beim Lernen stören.«

»Pling«, fügte das Telefon hinzu.

»Wenn du lernst, verschwinde ich«, sagte sie und tat so, als würde sie das Telefon nicht hören.

»Was?«, fragte Josh an einem anderen Abend. Es war ein Dienstag, oder es war kein Dienstag. Seine Haut war hellorange. Oder sie war tief dunkelblau. Oder direkt unter seinen Augen plusterten sich dicke Borsten. Oder seine Augen waren wegen der Schatten, die die schafsfähnlichen Hörner warfen, überhaupt nicht zu sehen. So war es an den meisten Abenden. Das war das Einerlei der Elternschaft.

Der Fernseher lief nicht. Ein Schulbuch lag aufgeschlagen da, aber niemand las darin. Ein Telefon leuchtete.

»Wie geht es dir?«, fragte Diane manchmal.

Manchmal fragte sie: »Wie läuft's?«

Manchmal sagte sie: »Wollte nur mal nach dir sehen.«

»Josh«, sagte Diane manchmal, von der Tür aus, am Abend. Manchmal klopfte sie. »Josh«, wiederholte sie manchmal nach einigem Schweigen. »Josh«, wiederholte sie manchmal ohne weiteres Schweigen.

»Punkt, Punkt, Punkt«, antwortete Josh manchmal. Nicht laut, sondern wie in der Sprechblase eines Comics. Er stellte sich Dinge vor, die er noch sagen könnte, wusste aber nicht, wie.

Im Großen und Ganzen mag ich keinen Taft, dachte das Haus, und Diane teilte diesen Gedanken.

»Josh«, sagte Diane, die auf dem Beifahrersitz ihres burgunderroten Ford Kombi saß.

»Was?«, fragte die Wolfsspinne auf dem Fahrersitz.

»Wenn du Autofahren lernen willst, musst du mit den Füßen an die Pedale kommen.«

Die Wolfsspinne streckte sich, zwei ihrer mittleren Beine wuchsen bis zum Bodenblech und berührten leicht die Pedale.

»Und sieh nach vorn auf die Straße, Josh.«

Auf dem Körper der Spinne saß ein menschlicher Kopf mit dem Gesicht und dem Haar eines fünfzehnjährigen Jungen, der Unterleib ging jetzt in einen primatenähnlichen Torso über. Die Beine blieben spindeldürr und lang. Er dachte, es sähe cool aus, wenn er als Spinne Auto fuhr. Obwohl er den Grund dafür nicht hätte nennen können, war es ihm wichtig, beim Fahren cool auszusehen.

Diane sah zu ihm hinüber. Von ein paar Federn auf seinem Rücken und den Schultern abgesehen, hatte Josh eine völlig menschliche Gestalt. Diane sah sie aus dem Hemdsärmel ragen, beschloss aber, dass nicht jeder Streit das Streiten lohnt.

»Menschlicher Körper beim Autofahren.«

Diane sah sich selbst in Josh. Sie war auch mal ein Teenager gewesen. Sie hatte ein Gefühl für Gefühle. Sie fühlte mit. Sie wusste nicht, womit, aber sie fühlte mit.

Josh schnaubte, aber Diane erinnerte ihn daran, dass er sich an ihre Regeln halten musste, wenn er Auto fahren wollte, wozu gehörte, darauf zu verzichten, eine knapp zehn Zentimeter große Wolfsspinne zu sein. Diane erinnerte ihn an sein Fahrrad und dass es ein überaus vernünftiges Transportmittel sei.

Dianes Aufgabe, ihrem Sohn das Fahren beizubringen, erforderte zusätzliche Geduld, nicht nur, weil Josh darauf bestand, seine körperliche Identität ständig neu zu bewerten, sondern auch, weil das Auto ein Schaltgetriebe hatte.

Stellen Sie sich vor, einem fünfzehnjährigen Jungen Autofahren in einem Schaltwagen beizubringen. Zuerst musst du die Kupplung treten. Dann musst du einem der beiden Getränkehalter ein Geheim-

nis zuflüstern. Diane fiel das leicht, weil sie weder eine gesellige noch eine in der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit war und von daher noch die banalste Tatsache ihres Lebens ein Geheimnis war. In Joshs Fall war das schwer, da noch die banalste Tatsache im Leben eines Teenagers ein Geheimnis ist, das er nicht vor seinen Eltern preisgeben will.

Dann, nach dem Kuppeln und dem Geheimnis, muss der Fahrer den Schaltknüppel, einen ins Armaturenbrett gequetschten zersplitterten Holzpflock, packen und schütteln, bis etwas – egal was – passiert, und dabei gleichzeitig eine Reihe von Geheimzahlen in eine am Lenkrad angebrachte Tastatur tippen. Und all das, während sonnenbebrillte Vertreter einer nebulösen, aber nichtsdestoweniger bedrohlichen staatlichen Behörde in einer Limousine mit sehr dunkel getönten Scheiben auf der anderen Straßenseite Fotos machen (und ab und zu winken). Für einen Fahranfänger ist das ein ziemlicher Druck.

Josh war oft genervt von seiner Mutter. Das hatte damit zu tun, dass Diane nicht die beste Lehrerin war. Es hatte auch damit zu tun, dass Josh nicht der beste Schüler war. Es gab noch weitere Gründe.

»Du musst mir zuhören, Josh«, sagte Diane immer.

»Ich hab's kapiert. Ich hab's kapiert, okay?«, sagte Josh immer und kapierte gar nichts.

Diane stritt gern mit Josh über das Autofahren, schließlich redeten sie dabei miteinander, hatten eine Beziehung. Es war nicht leicht, die Mutter eines Teenagers zu sein. Josh genoss die Zeit ebenfalls, nur nicht so bewusst. Oberflächlich ging es ihm dreckig. Er wollte einfach nur Autofahren und nicht all die Dinge tun, die dafür nötig sind, zum Beispiel ein Auto haben und fahren lernen.

Und manchmal sagte er, weil er wusste, dass es sie verletzte: »Warum kann mein Dad nicht kommen und es mir beibringen?« Danach fühlte er sich mies, weil er sie verletzt hatte. Diane fühlte sich danach auch mies. Sie saßen dann beide im Auto und fühlten sich mies.

»Du machst das gut heute«, sagte Diane einmal zu Josh, ohne besonderen Grund, nur um die Stille zu überbrücken.

Sonst mache ich es also nie gut, dachte Josh, weil er den Zusammenhang, in dem ihre Bemerkung gefallen war, nicht verstand.

»Danke«, sagte Josh laut, um die Stille gnädig zu überbrücken.

»An vielen Dingen musst du aber noch arbeiten«, sagte Diane nicht. »Es tut mir leid, dass dein Vater nicht hier ist«, sagte sie auch nicht. »Aber ich gebe mir so große Mühe, Josh. Gebe ich, gebe ich, gebe ich«, sagte sie nicht. In Selbstbeherrschung war sie gut.

Ich bin ein echt guter Fahrer, dachte Josh oft, sogar wenn er zu nah an die Leitplanken kam, mit dem Reifen über den Bordstein holperte und verummten Gestalten die Vorfahrt nahm, was für das gesamte Stadtgebiet den vorgeschriebenen stundenlangen Stillstand zur Folge hatte. Die Verkehrsregeln von Night Vale sind byzantinisch, zivile Fahrer werden nur bei Bedarf über sie in Kenntnis gesetzt.

Ihre Fahrstunden endeten oft mit einem »Gut gemacht« und einem »Danke« und einer kurzen Pause und einem Rückzug in getrennte, stille Zimmer. Später würde sie klopfen und »Josh« sagen, und Josh würde antworten oder auch nicht antworten.

Diane tat weh. Sie war sich nicht bewusst, dass sie wehtat, aber es war so. So oft sagte sie aus so vielen verschiedenen Gründen »Josh«.

Josh liebte seine Mutter, aber er wusste nicht, warum.

Diane liebte ihren Sohn, und es war ihr egal, warum.

Noch ein Grund, warum dieses Haus sich von anderen Häusern unterscheidet, ist, dass heimlich eine anonyme Frau in ihm wohnt, aber das ist für diese Geschichte nicht wichtig.

»KING CITY« stand auf dem Papier.

Jackie hatte in ihrem ganzen Leben noch nie Angst gehabt. Sie kannte Vorsicht und Unbehagen und Trauer und Freude, Gefühle, die der Angst allesamt ähnlich sind. Aber Angst hatte sie nie gespürt.

Sie spürte auch jetzt keine.

Sie machte sich daran, den Laden zu schließen: putzte die Waschbecken im Badezimmer, wischte den Boden und zupfte die Sackkleinwand zurecht, unter der die verbotenen oder geheimen Gegenstände lagen, etwa die Zeitmaschine, die Larry Leroy aus dem Museum der Verbotenen Technologien gestohlen hatte, sowie die Kugelschreiber und Bleistifte (Schreibgeräte waren in Night Vale seit langem im Interesse des öffentlichen Wohlergehens verboten, auch wenn sie jeder noch heimlich benutzte).

Sie hielt den Streifen Papier noch immer in der Hand. Sie hatte es gar nicht bemerkt, sie hatte alles erledigt, ohne ihn zu bemerken, aber da war er. War immer noch da. Stumpfer Bleistift. Verschmiert. Hastige Handschrift. Sie legte ihn auf das gesprungene Glas des Tresens.

Jetzt war es Zeit, die Pfänder zu füttern, die lebten. Einige der Pfänder lebten. Einige waren Hunde, andere nicht.

Es schienen jetzt Lichter in der Wüste. Tief hängende Lichtblasen, die kamen und gingen. Sie hatte sie noch nie zuvor gesehen. Sie ignorierte sie, so wie sie alles ignorierte, das nicht Teil des kleinen Kreislaufs ihrer Tage war.

In Night Vale gab es immer etwas, das sie noch nie zuvor gesehen hatte. Da war der Mann, an dem sie in der Wüste vorbeigegangen war und der eine Schere hoch oben an einem Kaktus ansetzte, so als wollte er ihm die Haare schneiden. Da war der Kaktus, der Haare hatte. Da war der Tag, an dem sich der schmale Riss, der stets im Himmel zu sehen war, plötzlich öffnete und ein paar Pterodaktylus flogen heraus. Später wurde enthüllt, dass es nur Pteranodon gewesen waren und die ganze Panik war umsonst.

Sie schloss die Überprüfung ihres Inventars ab. Der Streifen Papier klebte in ihrer Hand.

»KING CITY« stand auf dem Papier.

Wie war es hierher gekommen?

»Wie kommt das hierher?«, fragte sie. Die Hunde antworteten nicht und auch keine weniger sensiblen Wesen.

Sie legte den Streifen Papier in eine Schublade im Hinterzimmer. Da stand der Tisch, den sie für die Arbeit, die sie nicht hatte, nicht brauchte.

Mehr war nicht zu tun, um den Laden zu schließen. Wenn sie ehrlich war, und das versuchte sie zu sein, hatte sie nach einem Grund gesucht, nicht zu gehen. Wenn sie ehrlich war, und das versuchte sie zu sein, hätte sie den Fußboden gar nicht wischen müssen. Ein schneller Blick aus dem Fenster. Die tiefhängenden Lichtblasen in der Wüste waren fort. Nichts außer einem fernen Flugzeug, das über den Himmel kroch, rot funkelnde Lichter, wehrlos in der gewaltigen Leere, schwache rote Leuchtfeuer, die eine Nachricht blinkten: HALLO! EINE KLEINE INSEL DES LEBENS HIER OBEN, SEHR NAH AM WELTRAUM. BETET FÜR UNS. BETET FÜR UNS.

Sie hielt das Papier in der Hand.

»KING CITY« stand auf dem Papier.

Jackie spürte zum ersten Mal Angst, und sie wusste nicht, was das war.

Zum ersten Mal seit langer Zeit sehnte sie sich nach einem Freund, den sie hätte anrufen können. Sie hatte Freunde auf der High School gehabt, das wusste sie, obwohl die Erinnerung an die High School



weit weg war und vage. Ihre Freunde hatten nicht bei neunzehn aufgehört. Sie waren älter geworden, lebten ganze Leben. Sie hatten versucht, Kontakt zu halten, aber das war nicht leicht, weil sie Berufe ergriffen und Kinder kriegten und pensioniert wurden und Jackie einfach neunzehn blieb.

»So, so, also immer noch neunzehn?«, hatte Noelle Connolly gefragt, als sie das letzte Mal telefoniert hatten. Die Missbilligung war ihr deutlich anzuhören. »O Jackie, hast du jemals daran gedacht, auch nur zwanzig zu werden?«

Seit dem Spanischkurs in der zehnten Klasse waren sie befreundet gewesen, aber zu dem Zeitpunkt, als sie Jackie diese Frage stellte, war Noelle achtundfünfzig, und in Jackies Ohren klang sie unerträglich elternhaft. Jackie hatte das auch gesagt, und Noelle hatte offen herablassend reagiert und sie hatten beide aufgelegt, und sie und Noelle hatten seitdem nie wieder miteinander geredet. Menschen, die älter werden, halten sich für so weise, dachte sie. Als ob Zeit irgendeine Bedeutung hätte.

Wie sie mit dem Streifen Papier in der Hand dastand, ging das Radio von selber an. Abends um diese Zeit ging es immer von selber an. Cecil Palmer, der Moderator von Radio Night Vale, sprach zu ihr. Nachrichten, Veranstaltungskalender, Verkehr.

Wenn sie konnte, hörte sie Cecil. Die meisten Leute in der Stadt taten das. Zu Hause hatte Jackie ein kleines Radio, es war nur etwa sechzig Zentimeter breit und etwa fünfundvierzig Zentimeter hoch. Es war das leichte tragbare Modell (»unter sechs Kilo!«) mit einem Perlmuttergriff und zwei spitzeckigen Adlern mit offenen Schnäbeln, die in die oberen Ecken eingeprägt waren.

Ihre Mutter hatte es ihr zu ihrem sechzehnten Geburtstag geschenkt, wie lange auch immer das her sein mochte, und zusammen mit den Platten, die sie nie hörte, weil sie noch keine Lizenz für den Besitz eines Plattenspielers hatte, gehörte es zu Jackies Lieblingssachen.

Cecil Palmer sprach über die Schrecken des Alltags. So ziemlich jede Sendung handelte von der baldigen Vernichtung oder dem Tod oder, schlimmer noch: von einem langen Leben in der fruchtlosen

Angst vor Vernichtung und Tod. Es war nicht so, dass Jackie all die schlechten Nachrichten aus der Welt hören wollte. Sie saß nur gerne, eingewickelt in Decken und unsichtbare Radiowellen, in der Dunkelheit ihres Zimmers.

Schauen Sie, das Leben ist stressig. Das ist überall so. Aber das Leben in Night Vale ist noch stressiger. Dort lauern Dinge im Schatten. Nicht die Projektionen gequälter Geister, sondern wirkliche Dinge, die wirklich im Schatten lauern. Hinter jeder Fassade, unter jeder Straße und in darüber kreisenden Hubschraubern sind Verschwörungen im Gange. Und dann ist da immer auch noch die öde Tragödie des Lebens. Geburten, Todesfälle, Auftritte, Abgänge, die Kluft von Subjektivität und Prahlerei zwischen uns und jedem, den wir gern haben. Alles ist Leid, wie einmal jemand feststellte, ohne wirklich etwas dagegen zu tun.

Aber wenn Cecil redete, war es möglich, etwas davon loszulassen. Die Sorgen loszulassen. Die Fragen loszulassen. Das Los und das Lassen loszulassen.

Den Streifen Papier konnte Jackie allerdings nicht loslassen. Sie öffnete die Hand und beobachtete, wie er zu Boden flatterte. Sie starrte ihn an. Er lag auf dem Boden. »Punkt, Punkt, Punkt«, sagte die leere Rückseite des Papiers, nicht wirklich, sondern in einer Comic-Sprechblase. Sie starrte und starrte und saß und saß, und dann blinzelte sie und hielt den Streifen wieder in der Hand.

»KING CITY« stand darauf.

»Das führt mich nirgendwohin«, sagte sie zu niemandem oder zu den Hunden oder zu dem Ding, das in der Ecke lauerte.

Sie versuchte Cecil im Sender anzurufen und herauszufinden, ob er etwas von einem Mann in einem hellbraunen Jackett, der einen Hirschlederkoffer trug, gehört hatte. Sie konnte sich nicht daran erinnern, dass Cecil jemals eine Person, auf die diese Beschreibung passte, erwähnt hätte, aber es war einen Versuch wert.

Eine der Praktikantinnen des Senders nahm ab und versprach, die Nachricht weiterzugeben, aber wer wusste schon, ob das arme Kind lang genug leben würde, um sie zu überbringen?

»Das ist in Ordnung«, sagte Jackie. »He, hören Sie zu. Arby's sucht Leute. Haben Sie mal darüber nachgedacht? Ihre Sterberate ist ziemlich niedrig für die Gegend.«

Aber die Kleine hatte schon aufgelegt. Na gut, es war nicht Jackies Job, sich Sorgen um jemanden zu machen, der tollkühn genug war, Praktikantin beim Lokalradio zu sein.

Der Laden war soweit in Ordnung und vorschriftsmäßig geschlossen. Wenn sie jetzt noch länger warten würde, könnte sie genauso gut einen Schlafsack ausrollen und die Nacht dort verbringen. Was, nö ... bestimmt nicht. Also trat sie hinaus auf den Parkplatz, nervös, so viel war sicher.

Am Ende des Parkplatzes stand eine schwarze Limousine mit getönten Scheiben – die Fenster etwas geöffnet, sodass sie durch den Spalt zwei sonnenbebrillte Vertreter einer nebulösen, aber nichtsdestoweniger bedrohlichen Behörde erkannte, die sie aufmerksam beobachteten. Einer von ihnen hatte eine Kamera, die dauernd knipste, aber der Beamte wusste offenbar nicht, wie man den Blitz deaktiviert. Das Licht, das sich in den getönten Scheiben spiegelte, machte die Bilder wertlos, und der Beamte fluchte und versuchte es erneut und es blitzte wieder. Wie immer winkte sie ihnen zum Abschied zu.

Vielleicht würde sie mit dem Mercedes nach Hause fahren. Das Dach öffnen und mal sehen, wie weit sie kommen würde, bis die Geheimpolizei des Sheriffs sie anhielt. Aber natürlich nahm sie nicht den Mercedes. Sie ging zu ihrem Wagen, einem blauen Mazda Coupé mit zwei roten Streifen, der irgendwann, bevor er in ihren Besitz übergegangen war, vermutlich einmal gewaschen worden war.

»King City«, sagte sie. Der Streifen Papier in ihrer Hand stimmte ihr zu.

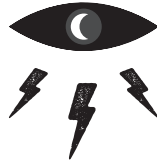
Es war ein Fehler gewesen, das Angebot des Mannes im hellbraunen Jackett anzunehmen. Sie wusste nicht, was es war oder was es bedeutete. Aber sie wusste, dass es etwas verändert hatte. Die Welt stahl sich in ihr Leben. Und sie musste sie wieder hinausdrängen, und anfangen musste sie mit dem Streifen Papier und dem Mann im hellbraunen Jackett.

Sie machte ihre Absichten bekannt, so wie es für alle Bewohner von Night Vale Vorschrift ist.

»Ich werde den Mann im hellbraunen Jackett suchen, und ich werde dafür sorgen, dass er diesen Papierstreifen zurücknimmt«, verkündete sie. »Und wenn ich das schaffen würde, ohne etwas über ihn oder die Bedeutung des Papierstreifens erfahren zu müssen, wäre das ideal.« Die Beamten schrieben, die Zeigefinger an den Knöpfen im Ohr, pflichtbewusst mit.

Draußen in der Wüste Blasen aus Licht, dicht am Boden. Das Echo einer sich streitenden Menge und dann Jubel. Für einen Moment ein hohes Gebäude, ganz Glas und Winkel und Business, wo vorher bestimmt nichts als Sand gewesen war, und dann war es weg, und da waren noch mehr Lichter, sie wanderten, fransten aus. Und das Echo von Menschenmassen. Und die Lichter.

Sie setzte zurück und fuhr auf den Highway, warf den Streifen Papier aus dem Fenster und sah voller Zufriedenheit zu, wie er hinter ihr in die Nacht hinausflatterte, und dann, mit einem Schnippen, hielt sie das Papier wieder zwischen den Fingern, da, wo es gewesen war, wo es immer war.



## DIE STIMME VON NIGHT VALE

CECIL: Hallo, liebe Hörer. Cecil hier, eure Stimme aus der Dunkelheit, der stille Flüsterer in eurer leeren Nacht, der aus dem Studio von Radio Night Vale zu euch spricht. Ich bin hier, um euch all die Nachrichten und Neuigkeiten aus eurer Gemeinde zu überbringen und euch vor allem verborgenen und gefährlichen Wissen zu schützen.

Jetzt zu den Nachrichten.

Über unserer Stadt Night Vale sind Lichter aufgetaucht. Ich rede hier nicht von den Sternen. Niemand weiß, was die Sterne sind oder was sie vorhaben, aber soweit die Erinnerung im Ort reicht, haben sie im Großen und Ganzen weder ihre Position verändert noch irgendwelchen Schaden angerichtet. Die Astronomen versuchen uns immer wieder zu erklären, dass die Sterne weit entfernte Sonnen in weit entfernten Galaxien sind, aber natürlich sollte man alles, was Astronomen sagen, mit Vorsicht genießen.

Doch diese neuen Lichter sind keine Sterne. Es sind tief hängende Lichtblasen über unseren Köpfen, die kommen und gehen. Es sind nicht dieselben Lichter, die viele Meter hoch über dem Arby's schweben. Das sind andere Lichter. Diese Lichter kennen wir. Die neuen Lichter hingegen sind besorgniserregend.

Augenzeugen haben berichtet, dass die Lichter ihre Farbe wechseln, sobald man über sie spricht. Manche Leute haben Sachen gesagt wie »Oh, schau dir diese orangen Lichter an« und haben dann auf sie gezeigt. Und plötzlich waren die Lichter gelb, und die Freunde dieser Leute

haben gesagt: »Nein, das ist definitiv gelb«, aber dann wurden sie wieder orange. Und so weiter.

Das war ein Augenzeugenbericht von Chris Brady und Stuart Robinson aus der Altstadt von Night Vale. Chris sagte noch: »Was meinst du? Die sind orange, oder?« Dann wurden die Lichter wieder gelb, und Stuart beendete das Gespräch mit der Bemerkung: »Warum musst du eigentlich immer Recht behalten, Christopher?«, bevor er davonstürmte, einen sich vielmals entschuldigenden Chris auf den Fersen.

Bislang scheinen die Lichter harmlos zu sein, es sei denn, man befindet sich direkt unter ihnen, dann sind sie das genaue Gegenteil von harmlos, was immer ihr euch darunter vorstellen wollt.

Gestern Abend erinnerte der Stadtrat auf einer Pressekonferenz daran, dass der Dog Park ein Erholungsgebiet für die ganze Gemeinde ist, es ist also wichtig, dass ihn niemand betritt, ansieht oder an ihn denkt. Sie werden neuartige Kameras installieren, um die hohen schwarzen Mauern des Dog Parks ständig im Auge behalten zu können, und sollte jemand dabei erwischt werden, wie er reinzukommen versucht, wird er gezwungen werden, den Park zu betreten, und man wird nie wieder etwas von ihm hören. Sollten Sie verummte Gestalten im Park sehen, dann haben Sie, nein, keine gesehen. Diese Gestalten stellen absolut keine Gefahr dar, und man sollte sich ihnen auf gar keinen Fall nähern. Die Mitglieder des Stadtrats schlossen ihre Pressekonferenz, indem sie mit ihren scharfen Zähnen und Reibeisenzungen eine rohe Kartoffel verschlangen. Es gab keine weiteren Fragen, allerdings ein paar weitere Schreie.

Mittels eines verschlüsselten Funk-Impulsgebers haben wir außerdem von der Eröffnung eines neuen Ladens erfahren: Lenny's Gartenschnäppchen und Maschinenteile, bis vor kurzem noch das verlassene Lagerhaus, das die Regierung für die streng geheimen Tests genutzt hat, von denen ich letzte Woche berichtet habe. Lenny's wird ab jetzt die erste Adresse in Sachen Gartenbau und Rasenschmuck sein und der Regierung dabei helfen, all die Maschinen und misslungenen Tests und gefährlichen Substanzen loszuwerden, die andernfalls an so etwas wie »sichere Entsorgung« oder »in einem Betonsarkophag verschließen, bis die Sonne erlischt« verschwendet würden.

Macht euch auf zu Lenny's großem Eröffnungsverkauf. Entdeckt acht Regierungsgeheimnisse und gewinnt eine Gratis-Entführung und eine Gehirnwäsche, damit ihr die Geheimnisse auch wieder vergesst!

Und jetzt lauter lustige Fakten aus der Wissenschaftsecke für Kinder.

Hier kommt, was wir über Gefühle wissen. Sand hat Gefühle. Die Wüste hat Gefühle. Der Himmel hat keine Gefühle. Pflanzen haben Gefühle. Hunde haben die meisten Gefühle. Wir haben keine Gefühle. Der Planet als Ganzes hat Gefühle. Die einzelnen Teile dieses Ganzen haben keine Gefühle. Wir haben keine Gefühle. Gutscheine haben Gefühle, bis sie abgelaufen sind. Staaten, in denen Gutscheine laut Gesetz nicht ablaufen dürfen, haben unsterbliche Gefühle geschaffen. Geld hat keine Gefühle. Die Idee von Eigentum hat Gefühle. Sand hat Gefühle. Die Wüste hat Gefühle. Wir haben keine Gefühle.

Das war die Wissenschaftsecke für Kinder mit lauter lustigen Fakten.

Ist eure Identität sicher, liebe Hörer? Bei den vielen Informationen, die heute in Datenbanken gespeichert werden, ist ja nicht sicher, wie sicher wir uns noch sein können, dass unsere Identität uns gehört. Es gibt massenhaft Scams, die unsere Kreditkartennummern, Sozialversicherungsnummern, Bürgernummern, Anwohnerverfolgungsnummern usw. entwenden können.

Es vergeht keine Woche, in der wir nicht hörten, dass eine Datenbank wie ein frisches Ei auf einer Arbeitsplatte aus Granit geknackt wurde und überall persönliche Informationen herausgequollen sind und Identitätsdiebe wie Hunde, die auf die Küchenanrichte dürfen, einfach alles aufschlecken.

Hier ein paar Tipps zum Schutz deiner Identität, Night Vale. Ändert ständig das Passwort eures Computers. Die meisten von uns dürfen von Rechts wegen keinen Computer benutzen, aber ändert das Passwort trotzdem, nur für den Fall, dass ihr irgendwann doch mal einen benutzen dürft. Tragt außerdem in der Öffentlichkeit eine Maske und verdeckt eure Hausnummer mit Sprühfarbe.

Schließlich: zu den meisten Identitätsdiebstählen kommt es, weil Datenbanken nicht sicher verwaltet werden. Mein Rat? Endet nie in einer Datenbank.

Das waren die Nachrichten aus der Technik.

Nach der Pause ein paar exklusive Ausschnitte aus dem dreistündigen Interview, das ich neulich mit mir selber geführt habe und in dem ich mich zu meinen Motiven befrage und zu meinem Platz im Leben und warum ich keinen besseren Platz im Leben gefunden habe und wer Schuld daran hat und wieso ich einmal diese richtig peinliche Sache gesagt habe.



Diane hatte Evan und Dawn seit einer Weile nicht im Büro gesehen. Genau genommen seit Tagen nicht mehr. Diane redete nur selten mit Evan. Manchmal redete sie mit Dawn. Sie waren keine Freunde. Sie fanden sich bloß nett. Dawn arbeitete im Marketing, Diane arbeitete eigentlich auch im Marketing, aber sie verwaltete nur die Datenbank.

Die Datenbank war eine Liste mit Namen. Sie war überdies eine Liste mit persönlichen Informationen, die mit den Namen verknüpft waren. Sie war überdies eine Sammlung persönlicher Fotos und Chroniken, die mit den Namen verknüpft waren. Es machte Spaß, jedes dieser Leben zu nehmen und es zur Ziffernfolge einer einzigen ID und ein paar Untertabellen zu verdichten. Denn wenn sie auch ungeheuer unpersönlich und reduziert war, konnte einem so eine Datenbank, kombinierte man sie mit Zehntausenden anderen ID-Ziffernfolgen und deren hunderttausend Untertabellen, einem doch eine ganze Menge darüber verraten, wie sich Menschen so verhielten.

Manchmal, wenn sie ein bisschen Zeit übrig hatte – und sie hatte oft Zeit übrig bei der Arbeit –, recherchierte Diane ein paar Leute aus ihrer Datenbank. Sie recherchierte, um Fotos oder Geschichten oder Videos von ihnen zu finden und gab diese Daten in ihrer Bank ein. Das brachte niemandem sonderlich viel, aber es war eine gute Methode, Leute kennenzulernen. Neben ihrem Job und der Erziehung von Josh blieb ihr kaum Zeit für Freunde oder Verabredungen.

Wenn die Marketing-Abteilung Daten aus Dianas Datenbank

brauchte, konnte sie sehr persönliche Informationen in ihren Mailings verwenden, nicht nur, um ein genau auf diesen Kunden abgestimmtes Verkaufsangebot zu machen, sondern auch, um sie wissen zu lassen, »uns liegt so sehr an Ihnen, dass wir alles mögliche über Sie herausgefunden haben«. Kunden waren oft derart geschmeichelt von dieser Geste, dass sie Dankeschreiben schickten, in denen Sachen standen wie »Wie habt ihr das bloß alles rausgefunden?« oder »Wer seid ihr?« oder »Ich habe nie jemandem davon erzählt, wie konntet ihr das wissen?«.

Dianes Chefin, Catherine, las diese Briefe, und manchmal gab sie Diane zu verstehen, wie glücklich alle darüber waren und was für eine große Bereicherung Diane doch für die Firma war. Manchmal hätte Diane Catherine gern gefragt, was genau die Firma eigentlich verkaufte, aber sie wusste nur zu gut, ihr stand so eine Frage nicht zu.

Die meisten Leute in Night Vale wissen, dass es Informationen gibt, die verboten oder nicht zugänglich sind, was für so ziemlich alle Informationen gilt. Die meisten Leute in Night Vale kommen mit einem zusammengeschusterten System aus Unwahrheiten und Vermutungen und Verschwörungstheorien über die Runden. Diane war wie die meisten Leute. Die meisten Leute sind so.

Ihr Schreibtisch stand nicht in einer der Waben wie die Schreibtische der anderen Mitarbeiter. Ihr Schreibtisch stand den Flur runter neben dem Serverraum.

Das war angenehm, weil Diane so persönliche Dinge oder persönliche Anrufe erledigen konnte, wenn sie wollte. Sie tat das selten, aber es war auf jeden Fall schön, die Freiheit zu haben, tun zu können, was man wollte und wann man es wollte, besonders, wenn man nicht der Typ war, der solche Freiheiten ausnutzte.

Diane war nicht der Typ, der solche Freiheiten ausnutzte.

Doch weil ihr Schreibtisch so weit weg von allen anderen stand, fühlte sich sie manchmal ausgeschlossen. Natürlich wurde sie zu den gemeinsamen Unternehmungen eingeladen, den kleinen Sportwetten zum Beispiel zu großen Sportereignissen (dem Super Bowl, dem Absurd Bowl, dem Messerball, dem Wettdichten etc.), oder den

Geburtstagskuchen oder den Abschiedsfeiern, bei denen die scheidenden Angestellten auf eine mit Bienen gefüllte Pinata einprägen mussten.

In die normalen, ungezwungenen Bürogespräche jedoch war sie nicht einbezogen. Sie diskutierte nicht jeden Morgen über die neuesten Nachrichten. Diese Art Kameradschaft gab es zwischen Diane und ihren Kollegen nicht. Sie wusste, dass Martellus letztes Jahr ein Kind bekommen hatte. Sie wusste, dass Tina gern Gebete in längst vergessenen Sprachen auf Tücher stickte. Sie wusste, dass Ricardo Angst vor Vögeln hatte. Aber die Bürogeografie schränkte ihre Interaktionen ein.

Im Lauf der Jahre hätte sie sich die Mühe machen können, von ihrem Schreibtisch aufzustehen und mit ihren Kollegen Kontakt aufzunehmen, aber das hatte sie nicht getan. Sie war nicht schüchtern, aber womöglich war sie in sozialer Hinsicht faul. Nicht bereit zu Unternehmungen und sozialen Kontakten, die nicht ohnehin schon Teil ihres Alltags waren. Vielleicht war sie ja doch schüchtern. Wie soll man herausfinden, ob man schüchtern ist, wenn man nie Zeit hat, neue Leute kennenzulernen?

Oft hatte sie Angst, dass Josh ohne einen anderen Elternteil, der mit gutem Beispiel voranging, nur ihre Schüchternheit annehmen würde, und augenscheinlich fiel es ihm wirklich schwer, Freundschaften zu knüpfen und zu pflegen.

Diane hatte den Job vor sechs Jahren angenommen, weil ihre Stelle hinter dem Tresen von Big Rico's Pizza nicht genug eingebracht hatte, um Josh allein großzuziehen. Die Firma hatte Diane eingestellt, weil sie jemanden brauchte, der sich mit Datenbanken auskannte. Diane kannte sich nicht mit Datenbanken aus, aber sie lernte schnell. Also hatte sie gelogen, um den Job zu kriegen.

Der Arbeitsmarkt in Night Vale ist schwierig, was auch an den verummten Gestalten liegt, die viele der Aufgaben übernehmen (Parkplatzbewachung, Kartografie, Hundebeobachtung), die in anderen Städten traditionell eher von Menschen und gegen Bezahlung erledigt werden. Wie die meisten Bewohner von Night Vale fand Diane

das frustrierend, andererseits war sie von einer so unaussprechlichen, schlotternden Angst erfüllt, dass sie sich nie darüber beklagte.

In den ersten Wochen nahm sie ihre Arbeit mit nach Hause und brachte sich Datenbankmanagement bei. Das war nicht leicht, weil sie keine Lizenz hatte, ihren Computer daheim anzuschalten, außerdem hatte sie auch keine Zeit mehr für Josh. Josh hatte in dieser Anfangszeit versucht, ihr etwas zu sagen, irgendetwas von einem Konzert, zu dem er gehen wollte, und sie hatte ihm gesagt, dass sie keine Zeit habe und er verschwinden solle. Sie hatte den Job nötiger als Joshs Zuneigung.

Später verstand sie etwas von Datenbanken, war die Person geworden, die sie vorgegeben hatte zu sein, und schaffte ihr Pensum in der regulären Arbeitszeit.

Wenn die Leute sie fragten, womit sie ihren Lebensunterhalt verdiente, sagte Diane: »Ich arbeite im Büro. Und Sie?« Und dann lenkte sie das Gespräch auf die interessanten Leben der anderen oder erzählte von Josh. Josh großzuziehen war ihre Lebensaufgabe, und die Arbeit im Büro machte es möglich.

Bei der Arbeit redete Diane eigentlich nie mit Evan. Gesehen hatte sie ihn oft. Sie hatten auf Geburtstags- und Pinata-Partys die üblichen Bemerkungen ausgetauscht. »Guter Kuchen, nicht wahr?« oder »Champagner bei der Arbeit! Toll!« oder »Der Himmel war heute Morgen noch gewaltiger und endloser als sonst«. Die üblichen Floskeln eben.

Ihr war nicht einmal sofort aufgefallen, dass Evan nicht zur Arbeit kam. Und mit Dawn war es nicht anders. Doch ein paar Tage später hatte das Fehlen der beiden das monotone Bürogeflüster erreicht. Einige Kollegen glaubten, Evan und Dawn seien miteinander durchgebrannt. Dianes Umgang mit ihren Kollegen war nicht vertraut genug, um ihnen zu sagen, sie sollten sich für ihr Getratsche schämen.

Andere spekulierten, Evan habe ein Doppelleben geführt und seine Familie verlassen. Wieder andere glaubten, er habe persönliche Probleme. Manche dachten, er sei tot, nur habe noch niemand die Leiche gefunden.

Catherine, die Abteilungsleiterin, berief ein Meeting ein, um das Fehlen der beiden zu besprechen. Die Besprechung war vor allem

praktischer Natur, weil Arbeit umzuverteilen war. Jemand bot an, bei den beiden vorbeizufahren und nach ihnen zu schauen. Catherine hielt das für eine gute Idee.

Diane dachte fast nie an Evan. Aber eines Morgens dachte sie sehr viel an ihn. Evan dachte auch an sie.

Diane sah an jenem Morgen auf. Ein paar Schritte vor ihrem Tisch stand Evan. Er trug ein hellbraunes Jackett. Sein Gürtel hatte ein dunkleres Braun als seine Schuhe. Sein Haar war frisch geschnitten. Sein Gesicht war sauber und glatt. Er lächelte still vor sich.

Er lächelte nicht, wie man einen Kollegen oder einen Freund anlächelt. Er lächelte, wie man auf einem Urlaubsfoto lächelt.

Seine Zähne waren weiß. Oder, besser gesagt, fast weiß. Ein Zahn, sein Prämolare links oben, stand ein bisschen weiter vor als die anderen Zähne. Seine Zähne waren nicht weiß, aber sie standen dicht zusammen.

Er sah in Dianas Richtung. Er sah nicht Diane an, aber in ihre Nähe. Sie konnte seine Pupillen erkennen. Sie waren nicht geweitet. Sie waren Punkte. Sie sahen in Dianas Richtung, aber sein Blick schien kurz vor der Stelle, wo Diane saß, haltzumachen. Er lächelte.

Diane wünschte Evan einen guten Morgen. Evan neigte leicht den Kopf.

»Schön, wieder da zu sein«, sagte er.

»Wo ist Dawn?«, fragte Diane, mit Betonung auf dem Substantiv.

»Wo ist Dawn?«, fragte Evan, mit Betonung auf dem Verb. Seine Zähne waren fleckig und schief.

»Ist alles okay, Evan?«, fragte Diane.

Evan hörte auf zu lächeln und deutete mit dem linken Fuß einen Schritt in ihre Richtung an.

Dianas Telefon klingelte.

Evan streckte den linken Arm aus, ohne den Ellbogen zu beugen. Er hielt den Blick auf den Punkt direkt vor Diane gerichtet.

Dianas Telefon klingelte.

Evan streckte die Finger. Er beugte die Knie, verlagerte aber immer noch kein Gewicht auf den linken Fuß.

Dianes Telefon klingelte.

In seinen Fingern war ein Streifen Papier. Ein kleiner Schweißfilm bildete sich auf seiner Oberlippe. Er sah sie nicht an.

Dianes Telefon klingelte.

Zwischen den Klingelönen konnte Diane Evans schweren Atem hören. Sein ganzer Körper zitterte vor Anspannung. Evan legte den Streifen Papier auf den Tisch. Es stand etwas darauf geschrieben.

Dianes Telefon klingelte. Sie griff nach dem Hörer und unterbrach den Klingelton.

»Diane Crayton«, brüllte sie in den Hörer.

»Hallo Diane, ich bin's, Evan«, sagte die blecherne Stimme in ihrem Ohr.

»Evan?«

Evan lächelte immer noch, stumm. Er ließ das Papier los.

»Ich kann heute nicht zur Arbeit kommen, Diane«, sagte Evans Stimme im Hörer. »Kannst du Catherine sagen, dass ich heute nicht zur Arbeit kommen kann?«

»Evan«, wiederholte Diane.

Evan streckte sich, atmete tief durch die Nase ein und tief durch den Mund aus.

»Ich kann heute nicht zur Arbeit kommen, Diane. Hörst du mich?«, sagte die Stimme im Hörer.

»Ja. Ich glaube schon.«

Evan lächelte wieder. Er sah Diane an. Sie sah den Streifen Papier auf ihrem Tisch an. Sie konnte nicht lesen, was darauf stand.

»Habe ich mich verständlich gemacht, Diane?«

»Ich weiß nicht, Evan. Wo bist du? Wo bist du gerade jetzt?«

»Ich kann heute nicht kommen.«

Diane starrte auf den Streifen Papier auf ihrem Tisch. Evan sah in Dianes Richtung und lächelte. Dann drehte er sich um, sah nicht mehr zu Diane, aber wahrscheinlich lächelte er immer noch. Er entfernte sich schnell, bog um die Ecke und verschwand durch den Flur, bis er nicht mehr zu sehen war.

»Evan. Hallo?«

»Sag es Catherine.«

»Klick«, sagte das Telefon.

Diane legte auf. Ihr Blick suchte den Streifen Papier auf dem Tisch. Er war nicht da.

Sie lief zu Catherines Büro. Auf dem Weg traf sie Dawn.

»Hallo, Dawn. Wo bist du gewesen?«

»Hallo, Diane. Ich war krank und bin ein paar Tage zu Hause geblieben. Ich fühl mich aber schon viel besser.«

»Schön. Wir haben dich vermisst. Sag, hast du Evan heute Morgen gesehen?«

»Wen?«

»Evan.«

»Wer ist Evan?«

»Evan McIntyre. Arbeitet im Vertrieb. Er sitzt in der Wabe gleich da drüben.«

Diane drehte sich um und deutete in Richtung von Evans Wabe. Aber statt eines Arbeitsplatzes standen da ein Farn und ein leerer Stuhl unter der gerahmten Fotografie einer Wolke. Sie war sich nicht sicher, welche Wolke es war.

»Ich wüsste nicht, dass hier mal jemand namens Evan gearbeitet hätte.«

Diane sah zu der Wolke hinüber. Sie sah sie nicht direkt an, ihr Blick machte kurz vor ihr halt.

Dawn lächelte. Ihre Zähne waren weiß. »Alles okay mit dir?«

Die Wolke sagte gar nichts.